

The background of the book cover is a detailed illustration. On the right, a young woman with blonde hair styled in braids is shown in profile, looking towards the left. She is wearing a light-colored, draped garment and holding a dark, rounded object, possibly a pot or a bowl, in her hands. To her left, a large, dark, textured bird, resembling a crow or raven, stands on the ground. In the background, another similar bird is visible, and the sky is filled with horizontal, wavy lines, suggesting a storm or a dark, overcast day. The overall style is reminiscent of a woodcut or a detailed engraving.

OLIVER BECKER

**Das Geheimnis
der Krähentochter**

Historischer Roman

Original

GMEINER



OLIVER BECKER

Das Geheimnis der Krähentochter

ZWISCHEN LIEBE UND HASS Der Schwarzwald im Jahre 1636: Ein abgeschiedenes Tal wird von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges erreicht. Eine Gruppe von Söldnern überfällt den Petersthal-Hof, plündert, mordet und verschwindet wieder im Dunkel der Wälder. Es gibt nur eine Überlebende: die Magd Bernina. Sie wird von einer Frau gerettet, die in der ganzen Gegend als Hexe verschrien ist und nur die »Krähenfrau« genannt wird. Bernina, die ihr ganzes Leben auf dem Hof zugebracht hat, bleibt vorerst in der Hütte der Krähenfrau und wird im Schutz der Wälder von ihr in die Geheimnisse der Kräuter und ihrer Heilkraft eingeführt. Doch der zerstörte Petersthal-Hof übt eine magische Anziehungskraft auf sie aus. Welche Geschichte verbirgt sich hinter dem geheimnisvollen Bild, das Bernina in den Trümmern des abgebrannten Hofes findet? Bald steht die junge Frau nicht nur vor dem Rätsel der Zeichnung, sondern auch vor der Entscheidung zwischen zwei Männern ...



Oliver Becker, geboren 1969, wuchs in Blumberg/Schwarzwald auf und lebt heute in Frankfurt am Main, wo er für eine internationale Werbeagentur tätig ist. »Das Geheimnis der Kräbentochter«, sein erster historischer Roman, ist für den Autor ein literarischer Ausflug in die dramatische Vergangenheit seiner südbadischen Heimat.

OLIVER BECKER

Das Geheimnis der
Krähentochter

Historischer Roman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2010 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2010

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung / Korrekturen: Daniela Hönig / Susanne Tachlinski
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung des Bildes »Rebecca am Brunnen« von Giovanni
Battista Piazzetta, aus: 5.555 Meisterwerke © 2000 Directmedia
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3505-8

Per Lilia con amore.

Kapitel 1

Die kalten Nebel des Todes

IN DEM KLEINEN abgelegenen Tal herrschte an diesem Morgen eine Stille, in der etwas Unwirkliches lag. Ein seltsamer Nebel zog in Fetzen zwischen den Rottannen hindurch, die vom gerade erst vergangenen Winter noch wie tot aus der kalten Erde ragten. Fast schien es, als könnten die Gebäude des Hofes und die Wälder ringsum spüren, dass bald etwas passieren würde.

Bernina fielen diese Nebelschwaden sofort auf, als sie sich mit einem Korb auf ihren üblichen Weg zum Hühnerstall machte. Die junge Frau zog die Decke, die sie sich über die Schultern gelegt hatte, fester zusammen. Einen verwirrenden Moment lang war ihr, als versteckten sich irgendwo im fahlen Flackern des allmählich beginnenden Tages fremde Augen, die sich auf ihre schlanke, hochgewachsene Gestalt legten.

Auch nach dem Einsammeln der Hühnereier, als Bernina von Neuem ins Freie trat und die Stalltür hinter sich schloss, wurde sie von einem merkwürdigen Gefühl erfasst. Die Ruhe erschien ihr anders als sonst, und die frische Luft, die in leichten Böen um ihren Körper strich, war wie mit Händen greifbar. Auf einmal erklang ein Geräusch. Bernina blieb stehen, hielt den Atem an. Ein Summen. Ein ganz leises Summen.

Eine Melodie, die Bernina fremd war. Von einer Stimme, die sie nicht kannte. Weder gehörte sie zu einer der Töchter aus der Familie des Petersthal-Hofes noch zu einer der Mägde. Behutsam stellte sie den Korb mit den Eiern zu ihren Füßen ab. Nichts war bedrohlich an dem Summen, im Gegenteil, die Stimme hörte sich an wie die eines kleinen Kindes. Sanft flirrten die Töne in Berninas Ohren. Und dennoch spürte sie, wie ein eiskalter Schauer an ihrer Wirbelsäule entlangrieselte. Das Summen blieb, und Bernina konnte einfach nicht anders. Sie folgte seinem Klang, als besäße er etwas, dessen sie sich nicht erwehren konnte. Sie ging an einem kleinen Vorratsschuppen

vorbei, der schon seit Langem nicht mehr gefüllt worden war. Der Krieg ließ keine Vorräte zu. Wieder wurde sich Bernina der huschenden Nebelfetzen bewusst, die sich näher an den Hof heranschoben, scheinbar wie um ihn einzukreisen. Einen Augenblick lang erstarb das Summen, sodass Bernina beinahe zu dem Schluss kam, sie wäre nichts als einer seltsamen unheimlichen Einbildung gefolgt. Doch rasch setzte die unbekannte Stimme wieder ein, und Bernina folgte ihr erneut.

Und dann weiteten sich ihre Augen vor Überraschung. Dort am Waldrand, wo der Frühling seine ersten zögerlichen grünen Spuren hinterlassen hatte, stand ein Mädchen. Tatsächlich, ein kleines Mädchen, höchstens drei oder vier Jahre alt. Bernina sah es nur von hinten, nur kurz, und schon war es irgendwo zwischen den Tannen, Kiefern und Buchen verschwunden, als würde es über die von der Nacht feuchten Grasflecken schweben. Trotzdem hatte Bernina einige Einzelheiten klar wahrgenommen: das glänzend blonde Haar, ähnlich ihrem eigenen, das weit über die zierlichen Schultern reichte, und vor allem das blaue Kleid, bei dem selbst auf die Entfernung zu erkennen war, aus welch edlem Stoff es gefertigt war, ein kleiner Traum aus seidigem Hellblau. Nie hatte irgendjemand in der Nähe des Petersthal-Hofes einen derartigen Stoff besessen.

»Wer bist du denn?«, hörte Bernina ihre eigene Stimme, ganz leise und zugleich voller Neugier. Sie tauchte ein in die Wand aus dunklen Bäumen, dort, wo sie das Mädchen gesehen hatte, bei dem ersten Gras des Jahres, in dem ein paar Buschwindröschen und Märzveilchen bereits versuchten, die letzten Reste des Winters zu vertreiben. Das Summen wieder im Ohr, lief Bernina weiter und noch ein Stück weiter. Hier drang die Luft gleich viel kühler durch ihr Kleid und die Decke, keine Spur mehr von Frühlingspflanzen. Die Sohlen ihres einfachen Schuhwerks knirschten in dem leicht mit Raureif überzogenen Waldboden. Die Bäume schienen sie regelrecht zu verschlucken. Tiefer in den Wald ging sie, Schritt für Schritt, ohne allerdings noch einmal einen Blick auf das Mädchen erhaschen zu können. Das Geräusch wurde leiser. Bernina schien es zu verlieren. Es klang

auf einmal ganz entfernt, doch nur um gleich darauf wieder lauter zu ertönen. Wer konnte das Mädchen sein, weshalb mochte es sich in der Nähe des Hofes aufhalten? Offenbar allein, ausgerechnet an einem so frühen Morgen. Aber es waren nicht nur Verwunderung oder Neugier, die Bernina antrieben. Sondern etwas in ihrem Inneren, das sie nicht kannte, das sie weiterdrängte. Eine erdige, mit jungen Bäumen bewachsene und toten Zweigen übersäte Böschung türmte sich vor ihr auf. Das Summen wurde noch ein wenig lauter. Es schien sehr nahe zu sein.

Ganz unbewusst wurde Bernina plötzlich vorsichtiger. Sie zögerte kurz, schlich dann gebückt die Böschung hinauf. Oben angekommen spähte sie darüber hinweg, geradewegs in eine kleine natürliche Mulde, die sich anscheinend wie von selbst in den Waldboden gegraben hatte.

Darin hockte jemand. Das Summen schwebte noch in der Luft, doch war plötzlich vollkommen verändert. Die Stimme klang nicht mehr jung, sondern älter, wesentlich älter. Und die Melodie hatte rein gar nichts Angenehmes mehr. Bernina wusste auf einmal nicht, ob sie geträumt hatte oder nicht. So verschwindend kurz war der Blick gewesen, den sie auf das Mädchen hatte werfen können. War es Einbildung gewesen? Konnte das sein? Und was war mit diesem kaum zu erklärenden Gefühl, das sie in sich wahrgenommen zu haben glaubte. Alles nur Einbildung?

Denn in der Erdmulde saß nicht etwa das Mädchen in Hellblau, sondern niemand anders als die Frau, die in der Gegend nur die ›Krähenfrau‹ genannt wurde. Gehüllt in einen löchrigen Umhang hockte sie da, gab mit ihren rissigen Lippen Laute von sich, die nichts mehr mit einer schönen Kinderstimme zu tun hatten.

Über die Krähenfrau waren etliche Geschichten im Umlauf. Es hieß, sie sei verrückt, eine Hexe. Man lachte einerseits über sie, hatte aber auch Angst vor ihr. Offenbar trauten die Leute ihr magische Kräfte zu, denn ihr selbst gegenüber hielten sich alle mit Witzen oder Bösartigkeiten zurück. Viele bekreuzigten sich, wenn sie ihr zufällig über den Weg liefen. Bernina betrachtete sie noch immer kniend vom Böschungsrand aus. Während sie bei anderen Abscheu auslöste und sich kein Mensch bei hel-

lem Tage mit ihr abgab, hatte Bernina der alten Frau immer wieder gern einen Apfel oder ein Stück Brot zugesteckt. Zumindest als es ihnen allen auf dem Petersthal-Hof noch besser gegangen war. Und die Krähenfrau war ihr dankbar gewesen. Manchmal allerdings hatten ihre funkelnden Augen mit einem äußerst sonderbaren Ausdruck auf Bernina gelegen, einem nicht zu deutenden Flackern, woran Bernina oft noch denken musste, wenn sie sich abends bereit machte für den Schlaf.

Von der Frau huschten Berninas Gedanken zurück zu dem Mädchen. War es tatsächlich nichts als eine Sinnestäuschung gewesen? War Bernina etwa einem Geist begegnet? Sie fühlte eine Gänsehaut, die nicht durch die Kälte des Waldes entstanden war.

Auf einmal verebbte das Gsumme in der Kehle der Krähenfrau. Sie drehte sich um, und wie schon so oft zuvor fing ihr Blick Bernina ein. Als hätte sie gewusst, dass diese in der Nähe war und sie beobachtete.

Sie sahen sich an, Bernina überrascht, die Krähenfrau offensichtlich alles andere als das. Ein Moment fast übermächtiger Ruhe entstand. Der ganze Schwarzwald wirkte wie erstarrt, die Welt schien stillzustehen.

Und plötzlich brach unbeschreiblicher Lärm los.

Bernina erzitterte und riss den Kopf zurück in die Richtung, aus der sie gekommen war. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie weit sie sich vom Petersthal-Hof entfernt hatte. Sie drehte sich um, ohne noch einen Blick für die Frau übrig zu haben, rannte los und verlor dabei die Decke um die Schultern.

»Bleib hier!«, vernahm sie in ihrem Rücken die Stimme der Alten, wie sie sie nie zuvor gehört hatte. Eindringlich und mit einer Schärfe, die gar nicht zu der Frau zu passen schien. Doch sie ließ sich nicht aufhalten.

Hufgetrappel und Gewieher von Pferden, Schreie, krachende Schüsse aus vielen Musketen. Der Lärm, der über das Tal hereingebrochen war, wütete immer lauter, immer gewaltiger.

Bernina lief schneller durch den Wald, zwischen den dick wie Wolle wabernden Nebelschwaden hindurch, sie wich Bäumen aus, sprang über deren Wurzelstränge hinweg, bis die dunklen Stämme

wieder die Sicht auf die Gebäude des Hofes freigaben. Hinter einigen noch winterlich nackten Johannisbeersträuchern sank sie auf die Knie. Was sich ihren Augen bot, war ein Bild des Grauens.

In all den vielen Jahren der Schlachten und Kämpfe war der versteckt in seinem Tal liegende Petersthal-Hof immer verschont worden, fast wie durch ein Wunder. An diesem Morgen jedoch zog der Krieg umso gewaltiger, wie ein Orkan, über den Hof und seine Bewohner hinweg. Wie gelähmt sah Bernina die Reiter, die auf ihren Pferden zwischen den Gebäuden hin und herpreschten, mit kalter Grausamkeit darauf bedacht, keinen der verzweifelt Flihenden entkommen zu lassen. Aus Wänden und Dächern züngelten trotz der feuchten Luft bereits die ersten Flammen.

Sowohl die Mitglieder der Hoffamilie als auch die Bediensteten rannten barfuß und nur notdürftig bekleidet über die mit letzten Reifspuren bedeckte Erde, um im Wald Schutz zu suchen. Aber die wie aus dem Nichts aufgetauchte Übermacht ließ ihnen keine Chance.

Die Fremden sahen nicht anders aus als die unzähligen Söldner, die in verschiedenen Heeren und Kampfeinheiten die Länder verwüsteten. Sie trugen große Federhüte, schillernd bunte Hemden aus grobem Stoff und Bänder aus denselben Farben an Hosen und Strümpfen. Manche hatten als Schutz einen Lederwams oder ein Kettenhemd übergeworfen. Auf ausgemergelten, wild umherhüpfenden Pferden sitzend, schlugen sie mit Kurzschwertern und Degen um sich. Einige hatten sich schon von ihren Tieren geschwungen und wüteten brüllend durch das große Haupthaus des Hofes. Einer der Knechte lag vor der Hütte, in dem die Bediensteten schliefen, wo auch Bernina vor Kurzem noch geschlummert hatte, und auf seiner nackten Brust breitete sich eine Lache roten Blutes aus. Noch mehr Menschen sanken zu Boden, von Schlägen, Klingen oder den inzwischen weniger werdenden Musketenschüssen getroffen. Sogar die Tiere wurden nicht verschont. Die Fremden stürmten in die Ställe, um Kühe und Kälber und Ziegen und die beiden Ackergäule zu töten.

Inmitten des furchtbaren Durcheinanders thronte ein Mann auf seinem Pferd – ein eigenartiges Bild stoischer Ruhe. Pech-

schwarz der hochbeinige Hengst, ebenso schwarz der lange Umhang und der breitrempige Hut des Mannes. Sein Gesicht war schmal, bleich die Haut seiner Wangen, und weiß, fast silbern hingen Strähnen wirren Haares bis zu seinen Schultern herab. Auch Kinn- und Schnurrbart waren von dieser Farbe. Kalt, unvorstellbar kalt, wie Eiskristalle, blickten seine Augen auf die Grausamkeiten, die sich um ihn herum abspielten. In seiner Hand lag ein Degen, der wohl der einzige war, von dessen Klinge kein Blut tropfte. Gebannt starrte Bernina ihn an. Dieses Gesicht, schoss es durch ihren Kopf, so muss der Teufel aussehen, der Teufel höchstpersönlich.

Voller Entsetzen verfolgte Berninas Blick, wie Hildegard an ihrem langen hellen Haar über den Boden auf den Platz vor dem Hauptgebäude geschleift wurde. Aus Leibeskräften schrie sie um Hilfe, und die vertraute Stimme so zu hören, war wie ein Messerschnitt in Berninas Haut.

Hildegard war die Tochter des Peterthal-Bauern, und obwohl Bernina nur eine Magd war, waren die beiden seit ihren Kindertagen freundschaftlich verbunden. Der Söldner ließ von Hildegards Haar ab. Sie versuchte aufzustehen, doch der Mann stieß sie mit einem Lachen wieder zu Boden, um ihr im nächsten Augenblick das Hemd vom Leib zu reißen.

Als Bernina Hildegards Brüste schutzlos dem heller werdenden Tageslicht ausgesetzt sah und einen erneuten verzweifelten Schrei ihrer Freundin hörte, sprang sie auf.

Auch wenn es sinnlos war, auch wenn es sie ihr eigenes Leben kosten würde – sie musste Hildegard zu Hilfe eilen, sie musste einfach etwas tun.

Allerdings kam Bernina nicht weit. Plötzlich wurde sie von hinten gepackt. Zwei Hände umklammerten ihre Oberarme, hart wie Stahl. Bernina versuchte sich loszureißen, doch die Hände zogen sie nach hinten, weiter hinein in den Schutz der dunklen Bäume.

»Nein!«, rief sie. »Lass mich los!«

Und erst da bemerkte sie, wer sie so unbarmherzig ergriffen hatte. Die Krähenfrau. Funkelnd wie schon zuvor die klei-

nen Augen, die Bernina scheinbar ebenso fest umschlossen wie die Hände.

»Sei nicht töricht«, zischte die Frau. »Du bringst dich nur selbst um.«

»Lass mich los«, wiederholte Bernina voller Zorn. »Ich muss helfen.«

»Du musst gar nichts«, kam leise die Antwort.

Bernina wehrte sich, versuchte sich dem Griff zu entwinden, aber obwohl sie jünger war, schien die Krähenfrau über mehr Kraft zu verfügen – mehr als Bernina ihr jemals zuge-
traut hätte.

»Sei nicht töricht«, zischte die Frau von Neuem.

»Nicht! Lass mich endlich los. Ich muss ...«

Plötzlich wirbelte die Krähenfrau Bernina mit großem Schwung herum, und die junge Frau prallte mit voller Wucht gegen den Stamm einer Buche.

Vor Berninas Augen verschwamm alles. Der Lärm der Söldner, eben noch so nah, schien auf einmal weit weg zu sein. Benommen sank sie dem Boden entgegen. Sie roch die Erde des Waldes, die sich feucht und kalt an ihre Wangen drückte, die sie auf ihren Lippen schmeckte.

»Ich muss helfen«, wisperte sie mit so dünner Stimme, dass sie sie selbst beinahe nicht erkannte.

Bernina sah den Nebel, der ihr zuvor bereits bei ihrem ersten Schritt ins Freie aufgefallen war und der sich nun in Sekunden-schnelle aufzulösen schien. Dann wurde es dunkel um sie.



»So hübsch ist sie geworden, so hübsch.«

Die Worte drangen wie durch eine Wolkenwand in ihr Bewusstsein, jede Silbe ein schwacher Laut, der leer um sie herumschwebte.

»So hübsch ihr Gesicht, so hübsch. Eine junge schöne Frau ist sie geworden. Und so nahe ist sie mir auf einmal.«

Der Geruch war es, den sie stärker wahrnehmen konnte.

Ein modriger Geruch, der an Kräuter und Wolle erinnerte, an Holz und Feuerkohle. Doch wirklich einzuordnen war dieses Gemisch aus Aromen ebenso wenig wie die Stimme, die leise weitersprach, wie in einem Selbstgespräch.

»So lang und weich ihr Haar, weicher als Seide, ganz weich. So schön, von einer Farbe wie Honig. So schön, so schön.«

Erst die Berührung ließ Bernina wacher werden, brachte ihre Gedanken, ihre Erinnerung auf Trab. Für einen kurzen Moment sah sie wieder die Gestalt des Reiters in Schwarz, diese silbernen Haarsträhnen, die die bleichen, geradezu durchsichtigen Wangen berührten. Vor allem seine eiskalten Augen ließen sie nicht los.

Auf einmal war die Berührung noch viel deutlicher zu spüren, Finger, die durch ihr langes blondes Haar strichen, behutsam, immer und immer wieder.

Bernina riss die Augen auf, und sofort wurde die Hand weggezogen.

Rußig schwarze Balken, die die niedrige Decke bildeten. Ein kleiner Rauchabzug über einer von ebenso verrußten Steinen umkreisten Feuerstelle. Wände aus Holz, in die überall seltsame Zeichen geritzt waren. An Nägeln befestigt, hingen zwischen den Symbolen Stoffsäcke. Ein Regal, das mit allerlei Gegenständen vollgestellt war – Tontöpfe, Kupferbecher, grob geschnitzte Holzschalen.

Eine Fensteröffnung war mit Stoff verhängt, sodass das Tageslicht nur in dünnen Streifen rechts und links davon ins Innere dieser seltsamen Hütte dringen konnte.

Ausgestreckt lag Bernina da, flach auf dem Rücken, auf einer von muffigem Stroh gebildeten Schlafstelle, bedeckt von derbem Wollstoff. Kalt war ihr trotzdem, sehr kalt. Sie merkte, dass sie zitterte.

Im nächsten Moment löste sich ein Schatten rechts von ihr, in Richtung der kleinen schief im Rahmen hängenden Tür. Erneut spürte sie Blicke, diesmal jedoch nicht die des fremden Reiters, sondern aus winzigen dunklen Augen, die ihr Gesicht besorgt und argwöhnisch zugleich abtasteten.

Erschrocken versuchte Bernina sofort sich aufzurichten, aber